

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Das Verhängnis der Liebe
Autor: Münzer, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wehrmannslied

Hier halt' ich Wacht!
Rings sind die Länder rot von Blut und Bränden.
Es wehrt der Qualm dem Tag sein Licht zu
Nur über meiner kleinen Heimat lacht [Spenden.
Ein leiser Sonnenstrahl.

Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Rings geht der Völker atemloses Ringen,
Rings sauft die Luft von Kugeln und von Klingen.
Ein Eiland nur erreicht noch nicht die Schlacht:
Sei still, mein Heimatland!

Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Mir ist das Herz von heißem Stolz entzündet,
Mein Land hat auch auf mich Vertraun gegründet...
Und was daheim nun wohl die Mutter macht?
Ob sie des Sohnes denkt?

Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Mag, wie es will, dies Weltenschrecknis enden,
Hier steh' ich, stark von Herz und stark von Händen,
Und was du fordern magst, dir sei's gebracht,
Mein Land, mein Schweizerland!

Ich halte Wacht!

Ernst Zahn, Göschenen.

Das Verhängnis der Liebe.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Ich saß mit meinem alten Freunde, dem Maler Michael Munk, auf einer stillen Hotelterrasse am Genfersee, als mir ein wunderschönes altes Paar auffiel, das sich dem Ufer näherte, ein Boot bestieg und sich hinausrudern ließ. Zumal die Frau überraschte mich durch den sanften Stolz, mit dem sie ihr weißes Haupt trug, durch den jugendlichen Glanz der dunkeln Augen und einen Mund, der kindlich unberührt und frisch erschien. Ich wandte mich meinem alten Freunde zu, um ihn auf diese schöne Gestalt aufmerksam zu machen, da sah ich, wie er dem Boot starren Blickes folgte und bleich, totenbleich geworden war.

„Marie,“ sagte er ganz laut und selbstvergessen, „Marie ...“ Und sein Herz schien bewegt und erschüttert.

Ich sagte nichts, ich fragte nichts, selbst als er mich bat, noch in dieser Stunde weiterzufahren. Wir gaben Auftrag, uns das Gepäck mit dem Nachmittagschiff nachzusenden, und bestiegen noch in derselben Stunde den Vormittagsdampfer, um am jenseitigen Ufer ein französisches Vertchen aufzusuchen.

Er sagte nur: „Sie soll mich nicht wiedersehen. Ihr Friede muß ungestört bleiben. Sie ist glücklich.“

Aber nach alledem hielt er sich wohl für verpflichtet, mir die Geschichte zu erzählen, die sich hinter dieser Be-

gegnung verbarg. Noch auf dem Schiff, unter dem Sonnensiegel im kühlen Wind des sonnigen Oktobers, erzählte er mir davon, wie die Liebe zum Unglück und Verhängnis werden kann. Und das ist seine einfache rührende Erzählung.

* * *
Nicht nur, weil sie mich ^{*} malerisch reizte und mir eine ganze Welt von Motiven bot, sondern weil sie mit ihren graden kühlen Menschen, ihrem stillen ernstesten Charakter meinem Herzen und Gemüt wohl tat, war ich in die Stadt am See übergesiedelt, in der ich nun auch mein Alter hinbringe. Ich wohnte damals, vor dreißig Jahren, schon in demselben Häuschen vor der Stadt, das mit seinen drei Stübchen mitten in dem schönen alten Garten liegt und von seiner Höhe auf den See hinabblüht. Nur das Atelier ließ ich später hinzubauen. Damals behalf ich mich mit dem Westlicht der einen großen Stube.

Ich bin immer ein etwas stiller, vielleicht sogar scheuer Mensch gewesen. Als Landschaftsmaler, der sogar Personenstaffage verschmähte, hatte ich mich den Menschen entfremdet und fühlte mich ganz der Natur verwachsen. Die Bäume waren meine Freunde, die Wolken meine Unterhaltung, die Formationen der Landschaft waren die Bücher, in denen ich las, und als

lebendige Gefährten hielt ich mir zwei Hühnerhunde, die ich recht verwöhnte. Also mit fünfundzwanzig Jahren schon ein Hagestolz, ein alter Junggeselle, ein eingeschworener Einspänner.

Aber das Schicksal spottet unserer Beschlüsse, wir sind ganz wehrlos gegenüber der Bestimmung. Eines Tages, in einem ungewöhnlich heißen Juli, spazierte ich in der Mittagssonne zwischen den Feldern hinter meinem Hause. Ich liebte diese sengende Glut, diese atemlose Schwüle der Stunde Pans. Und da plötzlich stürmen meine trägen Hunde fort, geben Laut, umkreisen eine Stelle im Korn, und wie ich hinzueile, finde ich dort umgestürzt ein junges Mädchen in einer Art Ohnmacht. Ich hebe sie auf und trage sie in mein Haus, bette sie in dem Atelierzimmer auf den Diwan, hole Wasser, Kognak, tue alles, was ich vermochte. Ich lebte damals ganz allein in dem Häuschen; jeden Morgen kam ein altes Frauchen aus der Nachbarschaft, besorgte lautlos das Notwendigste, putzte mir das Gemüse, das ich dann selbst kochte, und verschwand wieder. Nun war niemand da, der Ohnmächtigen beizuspringen; aber sie erholte sich auch unter meinen ungeschickten Hilfeleistungen.

Sie war ein junges Ding von achtzehn Jahren, mit schönem braunem Haar und einem klaren unschuldigen Gesicht. Als sie die Augen aufschlug, da waren es ganz dunkelblaue, matt glänzende Augen, erschrockene Kinderaugen hinter langen schwarzen Wimpern.

Sie war nicht verlegen, sie lachte.

„Wo bin ich?“ rief sie. „Ob ich wohl tot bin? Pan hat mich angeblasen, und welcher Gott hat mich aufgehoben und entführt?“

Ich starrte dieses holde Wunder an. Meine scheuen Hunde drängten sich an die Fremde, die Schwalben, die unter der Stubendecke nisteten, flogen schrillend ein und aus, der Holunder, der zu den immer offenen Fenstern hereingewachsen war, duftete — und es war wirklich wie eine süße Bezauberung.

Aber es erklärte sich alles natürlich. Sie hieß Marie Muralt und war die einzige Tochter des alten reichen Herrn Muralt, der drüben, am andern Ufer des Sees, oben auf der Höhe ein großes, weißes, zu mir herüberglänzendes Haus bewohnte. Marie hatte eine Freundin in meiner Nähe besucht, war dann in der Mittagsglut herumspaziert, indes ihr Wagen unten am Wege wartete, und war von der Hitze umgeworfen worden.

Sie war noch ein wenig schwindlig, als ich sie zum Wagen begleitete, und als sie schon drinnen saß, bestand sie plötzlich darauf, daß ich mitführe, damit sie dem Papa ihren Lebensretter präsentieren könne. Wie ich war, in der Hausjoppe, ohne Hut, mußte ich mich in den feinen Wagen setzen und fürchtete mich fast vor dem unheimlich strengen und würdevollen Kutscher, und so ging's die Seestraße hinab, durch die Stadt und dann langsamer den Berg hinauf zu dem schönen Hause Muralt.

Es kam, wie es in den Sternen geschrieben stand. Ich liebte sie. Und sie? Liebte sie wieder? Wir haben nie ein Wort über das, was uns bewegte, gesprochen. Wir waren trotzig Liebende. Es gab Tage, wo wir uns bitter weh taten, mit kaltem Spott verletzten, wo wir wie Fremde Höflichkeiten oder Ironien tauschten.

Aber dann gab es etwa einen unerhofften Blick, ein Nachschauen vom Fenster, wenn ich ging. Bisweilen kam sie zu mir. Dann trat sie kalt in meine Stube, sagte: „Ich gehe grade vorüber, Herr Michael, da will ich mal nach Ihnen schauen. Was malen Sie? Sind Sie fleißig?“ Sie war eifersüchtig auf meine Kunst, sie haßte meine Bilder, denen ich so hingegeben war. Und oft muß sie an meinem Hause gewesen sein, ohne daß ich es wußte. Ich ließ immer alle meine Türen offen, das Gartenpfortlein und die Haustür, jeder konnte kommen und eintreten, ich hatte Schlösser und Riegel. Und da geschah es bisweilen, daß ich auf meiner Schwelle, auf meinem Bett, auf meinen Tischen einen Strauß Rosen fand oder Feldblumen oder einen Ebereschenzweig, einen schönen Fichtenast. Dann war ich zuerst so töricht gewesen und hatte sie, wenn ich sie sah, gefragt: „Fräulein Marie, bitte, sind die Blumen gestern von Ihnen gewesen?“

Da sah sie mich kalt an. „Blumen,“ sagte sie erstaunt, „Blumen, von mir, Ihnen? Träumen Sie? Sie sind ja nicht geistig, mein Herr!“

Und doch waren sie von ihr. Denn einmal, als ich über meinem Hause auf der Wiese saß und eine junge Eberesche zeichnete, sah ich sie den Weg heraufkommen, scheu und vorsichtig. Sie schlich in meinen Garten, an die Haustür, lauschte dort und legte schnell einen großen Bund blaue Asten auf die Schwelle. Dann lief sie davon, ohne sich umzuwenden, wie gejagt. Aber ich lief hinab und küßte ihre Spuren im Kies und ihre Blumen und schwieg und sagte nichts und erzählte nur gelegentlich: „Denken Sie, Fräulein Marie, da ist ein süßes Engelein, das mir Blumen vor die Tür legt. Heut lagen wieder welche da. Sie stehen bei meinem Bett wie gute Geister und Träume.“

Aber Marie sagte: „Ein Engel? Es wird wohl eine von den Frauen sein, denen Sie den Kopf verdrehen! Wie viele Liebste haben Sie wohl in der Stadt?“

Da sagte ich, übermütig vor Glück, zitternd vor Liebe: „In jeder Straße eine, Fräulein. Alle hundert Schritt hab ich eine andere lieb.“ Und ich strahlte sie mit meinen Augen an. Aber sie wurde blaß und sagte: „So gehen Sie doch zu ihnen. Ich halte Sie um Gottes willen nicht!“ Und wandte sich ab.

Ja, ich fiel ihr nicht zu Füßen, ich konnte nichts sagen. Die Liebe verschloß mir den Mund, versiegelte das Herz, band meine Hände. Ich war stumm, hilflos, ungeschickt. Wir liebten uns über alle Maßen und stießen uns mit jedem Worte ab. Oft sahen wir uns wochenlang nicht. Und dann nahm ich einmal einen alten Feldstecher und spähte über den See hinüber zu dem Muralt'schen Hause. Da sah ich alles genau, jedes Fenster, die Balkone, die Gardinen. Und auf der Terrasse stand Marie und hielt ein Opernglas vor die Augen und sah zu mir herüber. Ich ließ mein Rohr fallen, ich schrie laut auf vor Seligkeit, ich griff nach dem Hut, pfiß den Hund, sprang hinunter, grade legte der Dampfer an, und so fuhr ich hinüber. Als ich hinaufkam, lag Marie in einem Stuhl auf der Terrasse; auf einem Tisch lag das Opernglas.

„Ich war lange nicht hier,“ sagte ich.

„Wirklich?“ sagte Marie. „Es kam mir nicht so vor. Ihre Freundinnen lassen Ihnen wohl keine Zeit.“

„Was für ein hübsches Glas,“ sagte ich und ergriff es. „Ob man wohl damit bis zu mir hinüber sehen kann?“

„Ach,“ sagte sie, „Papa hat es eben herausgebracht; es ist nicht in Ordnung, und wenn ich in die Stadt gehe, soll ich es zum Reparieren mitnehmen.“

Da kam der Papa aus dem Haus.

„Aber Ihr Glas,“ sagte ich, „ist ja ganz in Ordnung. Was soll denn da gemacht werden?“

Papa verstand mich nicht. „Was ist das für ein Glas?“ fragte er.

Aber Marie stand auf und ging singend in den Garten hinab, als hätte sie mit keinem Wort gelogen. Wie ich ihr Adieu sagen will, sitzt sie dann mitten im Sonnenschein. Ich warne sie vor den Strahlen.

„Michael,“ sagt sie, „Sie haben mir das Leben gerettet. Warum haben Sie mich nicht liegen lassen?“ Und ganz heftig schreit sie: „Warum haben Sie mich aufgeweckt? Glauben Sie, ich liebe das Leben so sehr?“

„Fräulein,“ sage ich leise, „ich habe Sie aufgeweckt, weil ich sonst auch nicht mehr hätte leben können.“

Da lacht sie. „Wie viele gibt es wohl,“ ruft sie, „ohne die Sie nicht mehr leben können?“

Was glaubte sie wohl von mir? War das ihr Ernst? Wußte sie nicht, daß ich ein Einsiedler war, daß ich nichts tat als sie lieben und malen, Natur malen, Bäume, Wiesen, Wolken, nicht einmal Menschen? Ich sah keine andere Frau an als sie. Ich sprach zu keiner andern. Oder wußte sie alles das und wollte nur ihre Liebe verbergen, sich schützen vor dem Ausströmen ihres Gefühls? Nie, nie habe ich die Wahrheit erfahren ...

Aber sie war wohl eifersüchtig auf das, was hätte möglich sein können, eifersüchtig auf jede Minute meines Lebens, von der sie nichts wußte. Auch ich war es ja. Zur Liebe gehört die Eifersucht wie der Stachel zur Rose. Es gab Nächte, in denen ich den Berg hinaufstürmte, eifersüchtig auf die Träume, die jetzt die Geliebte bewegten. Ich konnte ein Bild, an dem ich mit Liebe malte, zerstören in einem Wutanfall, wenn ich hilflos und ohnmächtig mich fragte: „Was tut sie jetzt? Wer spricht mit ihr? Wem lächelt sie zu?“

Und ich hätte wohl Grund gehabt, eifersüchtig zu sein. Der alte Herr lebte ganz still, pflegte Verkehr nur mit einigen Verwandten. Aber da war ein deutscher Baron, der Herr von Bohlen, der zur Industrie übergegangen war und große Webereien in einem Dorf am See besaß. Der hatte einen jungen Sohn, Theodor, und der verkehrte bei Muralts. Er liebte Marie, er überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten und Galanterien, er ritt mit ihr aus, er brachte ihr Bücher, spielte mit ihr Klavier. Wenn sie mich kränken wollte, so hängte sie sich in seinen Arm, ließ mich stehen und spazierte mit ihm davon. Er war ein guter Junge, er sah aber die Dinge, wie sie schienen, nicht wie sie waren, er glaubte, Marie mache sich lustig über mich. Und da hatte er Mitleid mit mir und redete mir gut zu, mich nicht in eine Zuneigung zu Marie zu verrennen; sie liebe ihn. Und er machte mich zum Vertrauten seiner Liebe und bat um Rat und Fürsprache bei dem alten Herrn Muralt, der mich in sein Herz geschlossen hatte.

Ueber all dem war es Winter geworden, im November fiel der erste dicke Schnee, und meine liebe Stadt geriet in ihre schönste Verzauberung. Ihr Lärm erlosch, ihre Dächer versilberten sich, himmlische Reinheit verklärte sie.

In einem trüben Nachmittag saß ich bei Muralts am Kamin. Nur Marie war da. Sie stocherte in der Glut und sagte: „Heut abend ist Ball in der Tonhalle. Der Baron Theodor fährt hinüber, und ich gehe auch. Tante Benigna nimmt mich mit.“

„Viel Vergnügen,“ sagte ich. „Ich, ich tanze nicht. Ich habe als kleiner Bub einmal getanzt, dann verlor ich die Freude daran. Es ist schöner, so eine Schneenacht im Walde zu verbringen.“

Da sagte sie flehend: „Ich, ich tanze ja über alles gern. Ich gehe nur auf eine halbe Stunde zum Ball, Michael. Ich will nur einen einzigen Walzer tanzen. Dann fahre ich wieder nach Haus. Von halb zehn bis zehn, Herr Michael. Ein einziger Walzer!“

„Mit dem Baron Theodor?“

„Vielleicht.“

„Und wenn ich Sie bitte, Fräulein, nicht hinzugehen?“

Ja, da lachte sie schon wieder, warf die Kohlenzange hin und rief: „Wer gibt Ihnen das Recht zu solcher Bitte? Bin ich nicht mein eigener Herr? Ich bleibe bis zehn Uhr auf dem Ball. Haben Sie etwas dagegen? Haben Sie etwas dagegen, wenn ich sogar zwei Walzer tanze? Oder auch noch eine Quadrille? Wie? Kann ich nicht bis Mitternacht bleiben, wenn ich nur will, und alle Tänze mit dem jungen Theodor tanzen?“

„Natürlich,“ sagte ich. „Bleiben Sie nur, solange es Ihnen gefällt. Ich gehe jetzt. Adieu! Viel Vergnügen auf dem Ball!“

Sie gab mir die Hand, und auf einmal war ihr Blick so sanft, so unaussprechlich liebevoll. Warum fiel ich ihr nicht zu Füßen und sagte die Wahrheit: „Ich liebe nur dich, mein Leben gehört dir; willst du mein Herz, mein Blut, meinen Verstand? Du bist die Welt, ich lebe von dir.“ Aber sie sagte freundlich: „Nein, mein Freund, ich bleibe nur eine halbe Stunde für einen einzigen Walzer, und ich will ihn mit einem ganz Fremden tanzen und dann fortgehen. Gute Nacht, Michael!“

Ich war ganz berauscht, mein Herz lachte und jauchzte. Ich sprang durch die Winterdämmerung um den See herum heim. Meine Hunde hatten's gut. Ich rief sie in den Garten, und wir tollten im Schnee. Die Sterne gingen auf, tausend über tausend, aber was waren sie alle gegen den Stern in meiner Brust! Am Abend, wie es auf zehn geht, überkommt mich ein Liebesgedanke: ich laufe in die Stadt hinein, zur Tonhalle, wo der Ball ist, und stell' mich da am Eingang auf, aber im Schatten, um die Geliebte heimfahren zu sehen. Es kommen noch Gäste, verummte Gestalten, unter aufflatternden Frauenmänteln schimmern köstliche Dinge, Seide, Sammt, Spitzen, edle Steine und entblößtes Fleisch. „Was wird Marie tragen?“ dachte ich. „Weiß wird sie sein, ganz weiß, ihr nackter Hals das Weißeste von allem! Und Blumen im Haar?“

Es schlägt zehn von drei Kirchtürmen. Aus dem Ballhaus klingt Musik, ein Walzer ist es, so weich, so wiegend. Er verstummt. An den Fenstern sind Schat-

ten, eines wird ein wenig geöffnet, und ein Mädchenkopf beugt sich hinaus. Aber er ist blond, und das Lachen, das erklingt, ist ihr Lachen nicht. Nun muß sie bald kommen. Aber daß ihr Wagen nicht vorfährt . . . Ich schau mich um, kein Gefährt ist in der Nähe. Die verschneite Straße ist ganz still; drüben am Gartenzaun steht ein junges, armeliges Paar und sieht nach den hellen Fenstern hinauf, regungslos und stumm. Ich warte und merke auf die Zeit nicht. Oben spielen sie wieder, ich höre im Vestibül Kellner sich zanken. Wo bleibt sie? Drüben im Garten regt sich ein Baum, Schnee fliebt von seinen Ästen, schüttet auf die beiden hinab, die nichts spüren und sehnsuchtsvoll nach oben lauschen. Ich betrachte alles genau; die Musik verstummt wieder, setzt wieder ein, und da schlägt es dreimal von den Türmen halb elf. Laut, hell, klar in der Frostluft.

Auf einmal lache ich. „Sie ist ja längst daheim,“ ruft mein Herz, plötzlich übermütig geworden; „sie ist früher nach Haus gefahren. Jetzt steht sie in ihrer Stube, nimmt lächelnd die Blumen aus dem Haar, löst die braunen Zöpfe. O du Einzige!“ Und mich überkommt eine brennende Sehnsucht, unter ihrem hellen Fenster zu stehen, wie ich oft, oft darunter gestanden habe, ohne daß sie es ahnte. Dann wartete ich, bis es hinter dem weißen Vorhang wieder dunkel wurde und ich wußte: Nun schließt sie die Augen. Dann stand ich noch, bis ich glaubte, sie wäre eingeschlafen, und ich betete zu ihr hinauf. Denn wer liebt, glaubt an alle Götter, an Geister und Dämonen. Und oft habe ich so bis zum Morgen grauen gestanden, ganz versunken in Liebe, und die Hunde schliefen zu meinen Füßen, und im Tau, im silbernen Frühlicht ging ich heim, dankbar dem Himmel.

So eilte ich in dieser hellen Winternacht den Berg hinauf. Aber wie ich mich dem weißen Hause näherte, überkommt mich eine große Bangigkeit, und eine furchtbare Frage flüstert mir mein Dämon zu: „Wie, wenn sie noch nicht daheim ist?“ Und da weiß ich auch schon: Nein, sie ist nicht daheim . . . Ihr Fenster war dunkel wie alle anderen Fenster des Hauses, und der Vorhang war nicht vorgezogen. In dem Schneelicht sah ich es so deutlich. Nein, sie war nicht daheim; sie war auf dem Ball geblieben, sie tanzte den zweiten Walzer, tanzte Quadrille, tanzte wieder und wieder und lag den ganzen Abend in den Armen Theodors . . .

Da reckte die Eifersucht siebenmal sieben Schlangenhäupter in mir und fraß an meinem Herzen. Ich heulte laut auf; ich starrte das dunkle Fenster an mit wahn-sinniger Sehnsucht, es solle sich erhellen, und der Vorhang solle fallen, und ich solle sie oben wissen, allein, meiner gedenkend . . . Ich stürzte fort, ich lief den steilen Bergweg hinauf, ich keuchte; blutrot erschien mir die Nacht. Dann taumelte ich an einen Baum, und Schnee schüttete herab, in meinen Nacken, kühlte mich, weckte mich. Ich stand da und sah auf das weiße Haus hinab und auf den weißen Weg, ob da nicht ein Wagen heraufkäme oder eine dunkle Gestalt. Aber alles blieb toten-, totenstill, kein Laut in der Weite, stumme, erbarmungslose Sterne, leere höhnische Wege, schwarze Schlote, drohend in weißen Dächern. Und unten so friedevoll, so trostreich der dunkle See mit tausend, tausend stillen und flimmernden Lichtern an den Ufern

und dunkle Berglinien in den Sternenraum hinein-gezeichnet.

Da werde ich ruhig wie ein zum Tode Verurteilter im letzten Augenblick. Ich gehe wieder hinab — das Fenster ist dunkel — und ich gehe weiter den Weg, den sie heraufkommen muß; es gibt nur diesen einen. Ein Hund begegnet mir, der mich beschnuppert und dann bestürzt und suchend weiterläuft. Auch er ein Unglücklicher. Dann sitzt mitten im Wege eine schwarze Kaze und schreit leise. Sie läßt sich nicht greifen, nicht streicheln, flieht vor mir, setzt sich wieder und weint weiter. Auch ein unaussprechlicher Kummer, dem nicht zu helfen ist. Dann kommen zwei Männer gegangen, stumm, und sehen mich an, drohend oder mißtrauisch. Und dann ist es still. Ich erreiche die Stadt, die schon leer und verstummt ist. Es ist halb zwölf. Auf der großen Quai-Brücke gehen Leute, die kommen schon vom Ball. Aus einem Café klingt Musik, aus einem Bierhaus kommt eine Flut Licht. Ach, wie kalt ist es — oder wie heiß! Ich glühe. Möven flattern mit grellem Schrei über die Brücke, in dem Schnabel der einen funkelt ein Fischlein, das sie sich erhascht hat, mitten in der Nacht, die Hungerige. Die Anlagen sind ausgeftorben, das Licht der Bogenlampen gleitet so süß und weich über den Schnee. Ach, wie schön, wie herrlich, wie unsagbar beglückend könnte diese Nacht sein, wäre ein Fenster, ein einziges Fenster hell gewesen . . .

Wieder ist das Ballhaus da. Schon kommen Leute heraus; aber die Geigen singen noch, die Schatten gleiten an den Fenstern vorbei, und jetzt steht eine Reihe von Wagen da, der ihre wird auch darunter sein. Ich schäme mich vor dem Kutscher. Soll er die Demut meiner Liebe sehen?

Und ich laufe wieder fort — nicht nach Haus — mir graut vor meinen Stuben, ich denke, ich müßte darin erstickn; ich brauche das offene Land, die ganze weite Welt, um meinen Schmerz auszuatmen . . . Nein, ich laufe wieder den Berg hinauf, zu dem weißen Hause. Das Fenster ist dunkel, der Vorhang nicht zugezogen. Ich hoche im Schnee nieder, am Gartenzaun und möchte tot sein. Hätte ich doch die Hunde bei mir! Etwas, was mich liebt, an mir hängt, von mir lebt. Ich höre die Zeit tropfen. Und auf einmal sage ich mir — und erschrecke tief und fühle, wie ich rot werde vor Scham — ich sage zu mir im Herzen: „Was tust du da? Spürst du einem Mädchen nach, spionierst um ihr Haus, bist von Mißtrauen zerfressen, beschuldigst sie, klagst sie an! Ist sie nicht frei, zu tun, zu lassen, was sie will? Was maßest du dir an! O du Elender, du Erbärmlicher! Ist sie dein Ding, dein Hund, dein Sklave, dein Eigentum? Sie gehört sich selbst und sich allein, sie hat nicht nach dir zu fragen, sie kann dein Herz mit Füßen treten, deine Liebe auslachen . . . und noch immer ist sie schuldlos. Sie darf tanzen, sie darf mit dem Baron Theodor unter blühenden Sträuchern sitzen und seine Liebe sich gestehen lassen und darf ihn hören. Du mußt ganz stille sein! Wenn sie dich hier überraschte! O welche Schande! Mühtest du nicht in den Boden vor ihr sinken? Denn sie ist rein, aber du bist schmutzig von Mißtrauen. Und in dieser Nacht mühtest du sie verloren haben, wenn je du sie hättest besitzen dürfen. Heut nacht, wo du ihr nachspürtest und ihre Wege auskundschaftetest, heut hast du



Karl Mosner, Küssnacht (Zürich).

Obstgarten.
Reichnung.

dich unfählich an ihr veründigt. Jetzt verdienst du sie nicht mehr. Das kann nichts wieder gut machen.“ So spricht es laut in mir, und die Stimme hat recht. Wie komme ich dazu, dem Mädchen aufzupassen! Es ist ihre Sache, ob sie ihr Wort halten will oder nicht, ob sie um zehn Uhr oder erst im Morgengrauen heimkehren will. Ich weiß, daß ich ihr ein bitteres Unrecht tat. Was habe ich mir angemacht! Und ich wage nicht mehr, nach dem Fenster hinaufzusehen, ich gehe den Weg hinab, in die Stadt zurück. Ich kann nicht mehr in ihre Augen sehen, ohne zu erröten, ich bin ihrer unwert geworden. Ich werde sie nie wiedersehen, nie! Ich werde abreißen, nach Italien gehen. Mit meinen Händen ...

Und da, wie ich denke, daß mir nur Hunde zum lieben bleiben, fange ich an zu weinen. Mitten in einer Straße. Ich schluchze ganz laut, und ich sage, als faßte dieses Wort allen Kummer, alle Sehnsucht, alle Verzweiflung, alles Glück aber auch in sich zusammen, ich sage: „Mama, Mama!“ Ich rufe es wie ein Kind, so hilflos, so ohne Zuflucht, so allein ... Und meine Mutter war doch längst gestorben. Aber wenn Männer leiden, werden sie zu Kindern, und sie mögen sich stark stellen, wie sie wollen, sie sehnen sich doch inbrünstig nach dem Mutter Schoß und einem lieben guten Wort und einer zärtlichen Hand. Ich habe mich nie verstellen können, ich habe zu wenig unter den Menschen gelebt, ich war immer aufrichtig wie ein Tier, wie eine Pflanze, die stets ihr Herz entfalten. So stand ich da und weinte auf der Straße und rief nach der Mutter. Vielleicht war es gar nicht einmal so schlimm, was ich getan hatte, vielleicht fühlte ich mich im Uebermaß unwürdig? Der Liebe soll man alles verzeihen, auch Mißtrauen und Eifersucht. Sie selbst verzeiht es ja. Denn wenn nicht Liebe zum Verzeihen da ist, was denn sonst? Was hat denn himmlischeren Ursprung?

Ich erreichte mein stilles Haus in dem verschneiten Garten, und gerade schlägt es zwei Uhr von der Kirche oben am Berg herab. Zwei Uhr: vier Stunden unfähliche Verzweiflung! Die Sterne glänzen unverändert, das Land leuchtet, wie ein Fest ist es. Und da sehe ich: Dieses Fest ist mir bereitet! Und ich habe es zerstört! Von dem Türlein meines Gartens zur Haustür führen Spuren, ein schmaler Frauenschuh ist da gegangen, er ist klar und fein in den Schnee gezeichnet; er führt ins Haus hinein, nicht mehr heraus: drinnen wartet die Geliebte ...

Ich gehe so leise, so andächtig, als wäre mein Häuschen in einen Tempel verwandelt. Ich öffne die Tür zur großen Stube, und da ist am Fenster ein stiller Schatten. Ich schließe die Tür, ich bleibe stehen, wo ich bin, ich falle auf die Knie. O ich Sünder! Ich glaubte, sie verriet mich, und sie sitzt hier.

„Marie,“ sage ich, „Marie!“

Sie wendet den Kopf. Der Schnee draußen macht die Stube so geheimnisvoll hell. Ich sehe deutlich ihr Gesicht. Wie weiß ist es, wie schmal! O Madonna!

Sie sagt: „Ich warte so lange auf dich, Michael. Wo warst du, Michael?“

Sie sagt du, sie sitzt in meiner Stube, sie wartete

auf mich, sie liebt mich. Und ich, und ich? Habe ich sie mir verscherzt?

„Wo warst du so lange, Michael?“ fragt sie noch einmal.

Ich senke den Kopf, ich flüstere: „Frage mich nicht, frage mich nicht! Ich kann es dir nicht sagen!“ Denn nie, nie könnte ich ihr sagen, daß ich ihr mißtraut habe, daß ich sie verdächtigt, ihr nachgespürt habe, ob sie auch die Wahrheit spricht.

Sie steht auf, sie ist in einem dunkeln Mantel, ihr Kopf ist unbedeckt. Keine Blume im Haar.

„Hast du getanzt?“ frage ich. „Warst du glücklich? Warum hast du nicht die ganze Nacht getanzt?“ Ich liege noch immer auf den Knien, mir ist, als würde ich nie mehr aufstehen können: ich wartete auf den Todesstreich.

Sie öffnet den Mantel und trägt ein dunkles Kleid. Sie sagt lächelnd: „Ich war nicht zum Ball, Michael. Ich habe nicht getanzt, nicht einen einzigen Walzer, Michael.“

„Du warst nicht zum Ball, Marie?“

„Ich wollte nicht, daß es dir weh tut, Michael. Wenn du nicht tanzt, will ich auch nicht tanzen. Ich bin um zehn Uhr zu dir gekommen, um dir zu sagen, daß ich nicht getanzt habe. Jetzt hat es zwei Uhr geschlagen. Ich bin den ganzen Weg zu Fuß gelaufen, Michael, ich war so glücklich. Ich wollte an deine Tür klopfen und dachte, du sitzt vielleicht traurig bei deinen Händen und glaubst, ich tanze, während du allein bist. Aber du warst nicht da. Ich habe so lange gewartet. Wo warst du, Michael?“

„Ich kann es dir nicht sagen.“

„Bist du ein wenig gewandert, Michael? Die Nacht ist so herrlich, so klar. Hast du die Sterne gesehen? Sie haben noch nie so gefunkelt wie heut. Bist du im Schnee gegangen, Michael?“

„Du darfst mich nicht fragen.“

„Michael, sage es mir doch! Warst du traurig, warst du auf dem Berg? Michael ...“

„Ich kann dir nicht sagen, wo ich war. Verzeih mir. Ich habe mich an dir veründigt.“

„Was soll ich verzeihen, Michael? Wo warst du?“

„Marie, glaube an mich!“

„Wo warst du, Michael?“

Sie kommt mir näher. Ich beuge den Kopf. Wann kommt das Schwert? Nein, ich kann es nie, nie sagen! Sie würde mich verachten, sie würde gekränkt sein, tief gekränkt. Lieber soll sie glauben, daß ich ihr untreu war, als daß ich ihr mißtraute. Und da sagt sie auch schon:

„Michael,“ sagt sie laut, „du warst bei einer andern?“

Ich kann nicht antworten. Das Schwert hängt über mir. Ich bin stumm, ich sehe in das grauenwolle leere Auge des Todes. Ich kann die Wahrheit nicht sagen.

„Du kommst von einer anderen, Michael!“ Sie flüstert es ganz leise. Sie fragt nicht mehr, sie weiß es jetzt. Sie nimmt ein Tuch vom Tisch und sagt: „Adieu!“ Ich stöhne laut, ich hebe die Hände auf. Und dann geht sie an mir vorbei, vorsichtig, daß mich ihr Kleid nicht streift. Aber ich liege auf den Knien vor der Tür, und wie sie sie öffnet, stößt die Tür an meine Füße und öffnet sich nicht.

Da sagt sie: „Bitte, wollen Sie mich wohl hinauslassen. Sie sind im Wege.“

Ich rücke beiseite. Nun öffnet sich die Tür weit, ein Kleid rauscht, die Tür schließt sich, ein Schritt draußen im Vorhaus, dann wird es still im hohen Schnee.

Kann einer dieses raten? Was für Abgründe hat die Liebe! Was für ein Geheimnis ist unser Herz! Jetzt liege ich ganz lang auf dem Boden, auf dem Rücken. Ich habe die Augen offen und sehe doch nichts. Und auf einmal kommen meine Hunde herangeschlichen. Sie hatten sich in ihrer Ecke bisher nicht gerührt. Aber nun, wußten sie, war ihre Stunde gekommen. Wenn uns die Menschen verlassen, bleiben die Tiere treu. Sie kamen und leckten mein Gesicht und leckten die Hände und wieder das Gesicht. Und hörten nicht auf. Denn ich weinte ... Ohne Ende. Und meine Hunde, meine Hunde tranken, tranken meine Tränen ...

Zwei Tage nachher — ich sitze auf dem Stuhl, wo sie in jener Nacht gefessen hat; es ist Mittag, ich habe den Hunden gefocht, und sie fressen voll Behagen; aber ich bin nicht hungrig, ich versuchte einen Apfel zu essen, aber er ist mir aus der Hand gerollt — da höre ich draußen einen Wagen. Es hat getaut, der Schnee schmilzt, die ganze Welt ist schmutzig, und es ist keine Sonne da, die die Pfützen mit Gold und Silber füllt. Es klopft an die Tür, und herein tritt ihr Vater.

Ja, der alte Herr Muralt kommt zu mir, begrüßt mich voll Wärme, ich schüttle ihm die Hand, biete Zigarren an und bin ganz vergnügt. Endlich sagt er: „Mein lieber Michael, ich komme natürlich zu einem ganz bestimmten Zweck. Ich muß Ihnen etwas mitteilen, und es fällt mir recht schwer, es zu sagen.“

Ich sitze ganz ruhig auf Mariens Stuhl und denke: „Hier hat sie gefessen. Das kann mir niemand rauben. Sie hat vier ganze Stunden auf mich gewartet und liebt mich. Und die Liebe ist zum Verzeihen da.“

Ihr Vater sagt: „Ich habe immer geglaubt, Sie brächten Marie eine tiefere Zuneigung entgegen, wie sie auch Ihnen. Und das hat mich gefreut, Michael; denn ich habe Sie aufrichtig lieb. Und darum war es mir sehr schmerzlich. Heut vormittag, vor einer Stunde nämlich, Michael, kommt Theodor, der junge Baron von Bohlen ...“

Da gerann mein Blut ...

„Und bittet mich um Mariens Hand. Ich sage: Das hat Marie zu entscheiden, und lasse sie rufen. Sie

kommt und hört mich an. Dann sagt sie — und sie wurde so bleich, daß ich dachte, sie fiel um, und ihr Beisprang; aber sie steht ganz fest und sagt: „Ja, Papa, ja, Theodor, ich will!“ Und reicht ihm die Hand und den Mund zum Kuß, umarmt mich, lächelt und geht hinaus. Bald kommt sie wieder und sagt: „Theodor, wir wollen in die Stadt und unsere Verlobungskarten bestellen. Aber die erste muß dein Freund Michael bekommen.“ So sagte sie. Aber ich wollte nicht, daß Sie es solcherweise erfahren, und da kam ich her. Ich fürchtete, daß Sie ...“

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte ich höflich, „und ich danke Ihnen herzlich. Aber ich glaube doch, Sie sind in einem Irrtum. Fräulein Marie hat mir nie mehr als ein wenig Kameradschaftlichkeit entgegengebracht, und ich habe das Fräulein ausschließlich verehrt und bewundert. Ich sah diese Verlobung längst voraus und wünsche Ihnen alles Glück, verehrter Herr!“

Er sah mich ein wenig bedenklich an, plauderte noch einiges, und dann begleitete ich ihn zum Wagen. Darauf kehrte ich in die Stube zurück, in der auf einmal alles, alles tot war, setzte mich in Mariens Stuhl und rief meine Hunde ...

* * *

So schloß mein alter Freund.

„Aber,“ sagte ich mühsam, denn mir stockte die Stimme, „aber das ist doch nicht das Ende!“

„Doch, mein Lieber, doch!“

„Aber die Liebe ...“

„Ja, aber die Liebe! Mir war sie Verhängnis. Versuchen Sie nicht, diesen Abgrund zu ergründen. Liebe spottet aller Weisheit, aller Logik, aller Gesetze. Jenes alte Paar, das Sie da sahen, das war Marie mit ihrem Manne, dem Baron Theodor. Denn sie hat ihn wirklich geheiratet, und ich hoffe, sie sind glücklich geworden. Ich hatte sie nie mehr wiedergesehen. Denn ich hatte damals die Stadt verlassen und war erst zurückgekehrt, als ich hörte, das Paar sei in die Heimat des Barons, ins Norddeutsche, übergesiedelt. Ihr Vater war gestorben. Kinder sind ihnen versagt geblieben ... Das ist alles. Und Mariens Stuhl steht immer noch an dem Fenster ...“

„Und Sie,“ sagte ich erschüttert, „und Sie?“

„Ich,“ sagte er mit wehmütiger Ironie, „ich? Nun, Sie sehen ja: Ich sitze hier und bin ein ganz gut konservierter Sechziger.“

Oktober

Rot und gälü Blettli flüged,
Flüged her und flüged hi,
Flüged ufe, flüged abe —
Hüt möcht ich es Blettli si!

Fröhli ist das Umezwirble,
Fröhli ist en Tanz im Wind —
Einzig d' Bäum, sie stönd und lueged,
Niemert merkt's, wies trurig sind ...

Emma Vogel, Zürich.

Am Tor

Ich steh am Tor bei kühlem Abendwetter,
In sanftem Lauf durchrauscht der Strom die Stadt;
Von den Platanen fallen welke Blätter,
Auf die der Herbst sich eingeschrieben hat.

O Wandersmann, was sinnst du in die Weiten
Und stehst am Kreuzweg stumm und fragend still —
Kennst du die Straßen deiner Pilgerzeiten
Und weißt du, wie das Schicksal enden will?

Joh. Jakob Ebrat, Cornigliano Lig.



DIE SCHWEIZ
1897

Karl Stöckner, Milsnacht (Zürich).

Bäume im „Englischen Garten“ zu München. Federzeichnung.